

Redaktion: Strada Doamnei Nr. 5 neben dem Bankhause Jacques Poumay Succ.

BUKARESTER TAGBLATT

Administration: Strada Doamnei Nr. 5 neben dem Bankhause Jacques Poumay Succ.

Inserate

werden nach anliegenden Tarif bei der Administration des Blattes sowie bei allen renommierten Annoncenbureaus des In- und Auslandes angenommen.

Abonnement für Bukarest u. das Inland mit portofreier Zustellung, ganzjährig 35 Francs, halbjährig 18 Francs, vierteljährig 10 Francs.

Erscheint jeden Morgen mit Ausnahme Montags.

Abonnements werden angenommen: in Bukarest von der Administration und in der Buchhandlung von E. Graebe & Comp., Theaterplatz (Hotel Drott); in der Provinz wird bei den betreffenden Postämtern und unseren Agenten pränumeriert.

Nr. 20.

Freitag, 3. September (22. August)

1880.

Die Bureau des „Bukarester Tagblatt“ befinden sich von heute an: Strada Dómei Nr. 5 (casa Petroviez), neben dem Bankhause J. Poumay Succ.

Bukarest am 1. September 1880.

Die Administration.

Pränumerations-Einladung.

Vom 1. September n. St. ab eröffnen wir ein neues Abonnement und zwar:

Für Bukarest und das ganze Inland inklusive Postzufendung:

für den Monat September allein Francs. 3.50.

„ die Monate September bis Dezember Francs. 13.—.

Für Oesterreich-Ungarn sammt Portozuschlag:

für die Monate September, Oktober, November und Dezember 8 fl. 5. W.

Für Deutschland sammt Portozuschlag:

für die Monate September, Oktober, November und Dezember 14 Mark.

In der Provinz bitten wir unsere geehrten Leser sich gefälligst an unsere Herren Agenten und zwar:

- in Verlad: M. Barbu, Bacau: S. Margulies, Braila: Constantin Popescu, Buzen: Alexander Georgescu, Craiova: J. G. Cosoveanu, Focsani: M. S. Cremuier, Galatz: Jacob Soffer, Giurgevo: Dimitrescu & Perisescu, Iassy: Girsh & Sintz, Pitesti: Mihail Lazar, Ploesti: G. Serjeanu, Rimnic-Vilcea: Franz Eitel, Sinaia: Franz Bettler, Slatina: Searlat N. Maracina, Turnu-Severin: Baumgartner & De Vie, J. Stamatescu

wenden zu wollen, welche von uns in den Stand gesetzt sind, über Abonnements, Detail-Verkauf und überhaupt alle unser Blatt betreffende Angelegenheiten Auskunft zu geben.

Bukarest, am 29. (17.) August 1880.

Die Administration.

Bukarest, 2. September.

„Erst ist das Leben — heiter die Phrase“ — zu diesem Lösungsworte scheint sich nach den vorliegenden Ausbrüchen einer überschwenglichen Phantasie die Redaktion eines hiesigen Blattes zu bekennen, welches, wie wir bereits in unserer vorletzten Nummer erörterten, aus lauter Angst vor einem Anschlusse Rumäniens an Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Frage aufwarf, ob es nicht vorthellhafter wäre, wenn sich Rumänien durch eine Allianz mit Rußland in die Anwartschaft auf eine Anexion Siebenbürgens und der Bukowina sicherte. Die „Democratia nationala“, der wir diese wunderbare poli-

tische Zukunftsmusik verdanken, motivirt diese Frage mit einem Hinweis darauf, daß unsere rumänischen Brüder in den genannten Nachbarprovinzen unter der magyarischen Herrschaft weit schlechter daran sind, als die Raja's unter den Türken. Es fehlte also nur noch der bekannte Schmerzschrei und das erwählte Blatt hätte alle Vorbedingungen für eine europäische Intervention zu Gunsten der rumänischen Raja's unter habsburgischem Scepter beisammen! Daß der Rumäne in Siebenbürgen und in der Bukowina eine politisch viel bedeutsamere Rolle spielt, als die große Mehrzahl der Landbevölkerung in Rumänien selbst, wird vom „demokratischen“ Organe des Herrn Gr. M. Sturdza ebenso wenig berücksichtigt, wie der Umstand, daß Rußland für die nationalen Rechte seiner rumänischen Unterthanen nicht die geringste Beachtung hegt und mit deren Russifizierung so ungenügend verfährt, als wäre die um das Wohl ihrer Brüder in Siebenbürgen und der Bukowina so überaus ärtlich besorgte „Democratia nationala“ gar nicht auf der Welt.

Es fällt uns nicht in Geringsten bei, den komischen Hochsprüngen des jüdischen Organs gegen Alles, was nicht russisch heißt, etwas anderes, als den Spiegel der eigenen Lächerlichkeit entgegenzuhalten. Man weiß ja, woher das Futter stammt, welches der „Democratia nationala“ den Muth zu derlei Kapriolen verleiht. Doch wissen wir andererseits Einfluß und Macht der gewissenhaften Presse ebensoviele wie der forumpirten satzung zu würdigen, um gegen die Produktion von Phrasen Einsprache erheben zu müssen, die, augenblicklich belanglos, doch unter Umständen sehr traurige Folgen mit sich bringen können. Daß sich die Annektionslust der „Democratia nationala“ gegen Oesterreich-Ungarn kehrt, fällt diesbezüglich gar nicht in die Wagschale unserer Erwägungen. Im Gegentheil finden wir die Aeußerung eines anderen Blattes, daß Rumänien als Lohn eines Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn Bessarabien erhalten könne, nicht minder verwerflich und tadelnswürdig als den erobersüchtigen Hofuspokus der „Democratia nationala“. Denn hier wird dort geht man von der Ansicht aus, daß Rumänien nach der Art der „Italia irredenta“ sich nicht eher zufriedengeben könne, bis nicht alle sei es nun ganz oder zum Theil von Rumänen bewohnten Gebiete unter einem Scepter vereint sind. Weit davon entfernt, die Berechtigung zu verkennen, welche sich das Nationalitätenprinzip im Verlaufe der neueren Geschichte als staatenbildender Faktor erworben hat, müßten wir dessen Anwendung im Sinne der erwähnten Aeußerungen auf Rumänien als einen bedauerlichen Mißgriff bezeichnen. Denn die politische Anwendung des Nationalitätenprinzips setzt voraus, daß dasselbe in gemischtsprachigen Ländern zu Gunsten jenes Bevölkerungselements Verwerthung finde, welches vermöge seines numerischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Einflusses die maßgebende Stellung im Lande behauptet. Andernfalls müßte die Annexion eines Nachbarlandes im Namen des mißverstandenen Nationalitätenprinzips für das Stammland selbst zu einer Quelle steter Beunruhigungen werden, welchem der Zuwachs an Gebiet und Bevölkerungsziffer niemals die Wage halten können. Politiker vom Schlage der „Democratia“ pflegen

sich zwar um derlei sachliche Erwägungen nicht zu kümmern. Aber das rumänische Volk als solches muß sich im eigenen Interesse gegen Auslassungen verwahren, welche leider nur allzu sehr darnach angehen, jungen Hühnerköpfe und alten Phantasten den letzten Rest praktischer Ueberlegung zu rauben und zu Nachbetern unverständlicher Phrasen zu machen.

Wir wissen zwar ganz genau, daß jedes nach langer Knechtung zum Genuße der Freiheit und damit zum nationalen Selbstbewußtsein gelangte Volk in letzterer Beziehung gerne des Guten zu viel thut. Nicht nur allein der einzelne Mensch, auch jedes Volkswesen hat eine Art Jugendkrankheit zu bestehen, in welcher das liebe „Ich“ sich etwas breiter zu machen sucht, als es den Verhältnissen nach beanspruchen darf. Diese Sturm- und Drangperiode des überhäufenden Selbstgeföhles ist auch Rumänien nicht erspart geblieben. Aber wir glauben wohl, daß es heute keinen klar denkenden, wirklich patriotischen Politiker gibt, der nicht mit einem gewissen Vöckeln auf jene Zeit zurückblicke, in welcher die Schwärmerei für die Wiederherstellung des dacischen Reiches so zu sagen Wobesache war. Heute ist Rumänien den Kinderjahren bereits entwachsen und ein Volk, das mit sichtlichem Ernste an der Festigung seines Verfassungslebens und an der Förderung der inneren und äußeren Interessen seiner staatlichen Existenz arbeitet, hat ebensoviele Zeit, sich mit dem Aufbau von Luftschloßern eines unfruchtbaren Großentwahnens zu befassen, wie der inmitten der Stürme des Lebens stehende Mann Luft und Ruhe finden wird, den gleich Seifenblasen zerronnenen Phantastereien seiner Flegeljahre eine reele Bedeutung beizumessen. Als das weitaus geachtete Glied in der Zahl der Mittelstaaten an der unteren Donau hat Rumänien eine andere Mission zu erfüllen, als durch tolles Wagen die Errungenschaften der letzten Zeit auf das Spiel zu setzen. Seine Aufgabe ist eine vorwiegend friedliche. Muß es auch vermöge seiner Stellung zwischen zwei rivalisirenden Großmächten stets mit der Hand am Schwerte gerüstet dastehen, um sich gegen jeden Eingriff in seine staatliche Unabhängigkeit zu verteidigen zu können, so darf es doch niemals provozirend auftreten. Seine Stellung wird und muß immer auf Seite des Gegners jener Großmacht sein, welche den Frieden bedroht, gleichviel ob dieselbe Oesterreich-Ungarn, oder, wie es gegenwärtig der Fall ist, Rußland heißt. Dann wird unser Rumänien auch ohne Garantie seiner Neutralität seinem Volke den Frieden weit eher zu erhalten im Stande sein, als wenn es sich um Lohn an Land und Leuten einem oder dem anderen der beiden Staaten dienstbar machen würde; dann wird seine Stimme im Rathe Europas geachtet und gehört, dann wird es endlich im Stande sein, durch eine klare zielbewusste Interessenpolitik die Wohlfahrt, die Freiheit und die ehrenvolle Stellung der rumänischen Nation dauernd und unerschütterlich zu begründen, als durch panrumänische Großmachtsträume, deren Verwirklichung zugleich der Anfang endloser Wirren und eines wirtschaftlichen und politischen Niederganges sein müßte.

Die Kaiserreise nach Galizien.

(Orig.-Korresp. des „Bukarester Tagblatt“.)

Wien, 30. August.

Die Kaiserreise von Galizien gibt sowohl der österreichischen und ungarischen, als auch der außerösterreichischen Presse Gelegenheit, sich über deren Ziele und Zwecke den Kopf zu zerbrechen. Doch dürften jene Meldungen, welche daraus um jeden Preis gewisse Beziehungen zur äußeren Politik ableiten wollen, schon deshalb in ein unrichtiges Fahrwasser gerathen sein, weil sie eben dabei den durch die Ereignisse der letzten Zeit allerdings unterbrochenen Zusammenhang übersehen, welcher zwischen der Kaiserreise nach Böhmen und Mähren und jener nach Galizien ganz unzweifelhaft nachgewiesen werden kann. Wäre erstere in der Art ausgefallen, wie Graf Taaffe erwartete, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß der Leiter der inneren Politik Oesterreichs auch die galizische Kaiserreise als Stütze für sein System ausgebeutet haben würde. Nachdem nun aber der Aufenthalt des Kaisers in Böhmen neben der nimmermatten Begehrlichkeit der Czechen auch die Thatfache neuerdings bewies, daß selbst der Druck eines Taaffe'schen Regiments die unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit der durchwegs liberalen deutschböhmischen Bevölkerung nicht zu erschüttern vermochte; nachdem ferner schon das bloße Gerücht, daß auch die galizische Kaiserreise als Stütze für die Koalitionspolitik abgesehen werden dürfte, die Ruthenen zu Protestkundgebungen gegen die polnischen Freunde des Grafen Taaffe veranlaßte: so war es wohl sehr natürlich, daß man sich unter Anwendung eines umfangreichen Demonstrationsapparats dahin aussprach, daß die Kaiserreise nach Galizien keinerlei Tendenzen der inneren Politik verfolgen sollte. Wirklich wurden auch entsprechende Vorkehrungen getroffen, daß weder von polnischer noch von ruthenischer Seite der Monarch mit Parteikundgebungen, seien sie auch welcher Art immer, belästigt werde. Mit einem Worte: Man hatte das Bedenkliche, die Person des Regenten in den politischen Hader des Tages einzubeziehen, kennen gelernt und wich daher der Versuchung aus, in der galizischen Reise ein Seitenstück zu dem schon einmal mißglückten Veruche Taaffes zu schaffen, die Kundgebungen der Loyalität gegen die Person des geliebten Monarchen als Beweise der Zufriedenheit des Volkes mit dem herrschenden Regierungssysteme zu mißbrauchen.

Nachdem es aber auf diese Art unmöglich gewesen war, aus der Kaiserreise politisches Kapital bezüglich der Westhälfte der habsburgischen Monarchie zu schlagen, glaubte nun der prinzipielle Ruffenhaß der Magyaren in der Kaiserreise eine Drohung gegen den Czarentaak konstatiren zu müssen. Auch darin hat man über das Ziel hinausgeschossen. Nicht etwa, als ob die gespannten Beziehungen zwischen Petersburg und Wien in Abrede zu stellen wären. Diese liegen klar zu Tage, und dürfte jeder auch die Gelegenheit nicht ausbleiben, welche das „für gewisse Fälle“ abgeschlossene Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland auf die Blutprobe seines Bestandes stellen wird. Aber es hieße denn doch den ganzen Charakter der reservirten Politik des Kaiserstaates in der Orientfrage in das gerade Gegenteil verkehren, wenn man derselben zumuthen wollte, daß sie den jetzigen Augenblick zu einer noch dazu durch die Person des Kaisers gebildeten Demonstration benützen wollte! Einer solchen Annahme, wie sie im „Pester Lloyd“ und im „Son“ vertheidigt wurde, fehlt trotz der Offiziösität der genannten Blätter die innere Berechtigung. Denn auch der Gedanke nahe liegt, das polnische Element gegen Rußland auszufüllen, so ist doch kaum zu glauben, daß ein Staat von der Zusammenlegung Oesterreichs sich auf den Standpunkt der Nationalität über, wenn man anders will, auf den Standpunkt der historischen Volkseinigkeit stützen werde, um einem äußeren Gegner Respekt einzuflöhen. Damit würde eine zweischneidige Waffe geschliffen, die sich schon in nächsten Augenblicke gegen den

Feuilleton des „Bukarester Tagblatt“

(Nachdruck verboten.)

Waisenhaar und Edelweiß.

Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen von Dr. Hans Kraus.

2. Fortsetzung.

Unter solchen Umständen sieht der erbberchtigte Sohn, welcher vor Ueberrahme des Familienbesitzes an seine Gemalthe denken kann im Vater nicht nur einen Waispator, welcher ihm das nach altem Brauch bereits zuständige Erbe ungebührlich lange vorenthält, sondern auch einen lieblosen Egoisten, welcher nur des persönlichen Vortheils willen dem Sohne die Gründung des eigenen Herdes unmöglich macht. Da nun schlechterdings keine gesetzlichen Anhaltspunkte bestehen, auf welche gestützt der Sohn den Vater noch bei dessen Lebzeiten vom Hofe vertreiben könnte, so bleibt Ersterem in solchen Fällen nichts anderes übrig, als zu warten, bis es dem Zurechen der Bettern und Göttern (Rathen) gelingt, den harten Sinn des Vaters zur Nachgiebigkeit zu bewegen, oder bis die Natur durch Einforderung ihres Tributes vom alternden Hofbauer den Platz für dessen Nachfolger frei macht.

Wäre es nur vom Willen des Bergerhöfers abgegangen, so hätte der Friedl gewiß keine Aussicht gehabt, vor dem Tode seines Stiefvaters zur Selbstständigkeit zu gelangen. So aber war dem Bergerhöfer laut eines mit der Wittve seines Vorgängers abgeschlossenen Ehevertrages, welcher ihn aus einem armen Knechte zum Mitbesitzer eines der schönsten Bauerngüter der Umgebung gemacht hatte, nur das lebenslängliche Nutznießungsrecht der einen Hälfte des Hofes zu-

gesichert worden. Ein roher, habgieriger Mensch, welcher die günstige Wendung des eigenen Schicksals bloß dadurch zu würdigen verstand, daß er die zweite kinderlose Ehe der Mutter Friedl's zu einer fortlaufenden Kette bitterer Erfahrungen und brutaler Mißhandlungen gestaltete, hatte der Bergerhöfer zwar alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sein Weib noch auf dem Todtenbette zur Zuschreibung der zweiten Hälfte der Wirtschaft zu bewegen. Wiewohl es ihm auch gelungen, die arme geängstigte Bäuerin durch Drohungen zur Nachgiebigkeit zu zwingen, hätte sich nicht Pater Ambrosi als deren Beichtvater des väterlichen Friedl angenommen und dessen Mutter zur testamentarischen Sicherstellung der Erbrechte ihres einzigen Kindes veranlaßt.

Friedl hatte seinen lieblichen Vater nicht gekannt, und als seine Mutter starb, war er noch so klein und unverständlich, daß er nicht mit dem Leichenbegängnisse gehen wollte, weil man ihn den neuen rothen Brustklatz nicht anlegen ließ, den er kurz vorher vom Christkind als Weihnachtsgeschenke erhalten hatte. Doch wußte er sich dessen noch recht gut zu erinnern, daß er mit seiner Mutter einmal draußen beim Marterl im Steinwald gewesen war, und daß dort seine Mutter viel und bitterlich geweint hatte. Es war das nämlich der Platz, wo sein Vater beim Holzfällen verunglückt war. Dem Brauche des Landes gemäß hatte die trauernde Wittve an dieser Stelle eine kleine Denkhäule, ein sogenanntes „Marterl“ setzen lassen, welches unter einem, von der Hand eines ländlichen Künftlers gemalten, Bildchen mit der Darstellung der betreffenden unheilvollen Begebenheit die Berge trug:

„Amo achtzehnhundert vierzig sieben, Ist der Toni Streinz hier todt geblieben. Ihn hat der Baum zu stark getroffen. Doch weil er fromm war, laßt uns hoffen, Daß noch in seinen besten Jahren Sein' Seel' zum Himmel ist gefahren.“ Als der Friedl zum erstenmal vor diesen schlichten Erinnerungsschild stand, wußte er weder dessen Bedeutung, noch auch die Thränen seiner Mutter zu deuten. Als er aber unter

der lieblosen Behandlung seines Stiefvaters erfuhr, was es heiße, als vater- und mütterlose Waise der Willkür eines hartherzigen Menschen überantwortet zu sein, da dümmerte in ihm auch bald eine Erkenntniß der traurigen Lage auf, in welcher seine arme Mutter gelebt hatte. Zwar warnte ihn der alte Pater Ambrosi, der ehemalige Lehrer seines Vaters und der vertraute Rathgeber seiner Mutter, davor, den Einküsterungen der Leute Gehör zu geben, welche dem heranwachsenden Knaben sagten, er brauche sich von seinem jetzigen Stiefvater nicht wie der letzte Kühlung behandeln zu lassen, da ja doch die Hälfte des Bergerhofes ihm übergeben werden müsse, sobald er nur großjährig geworden sei, während von der anderen Hälfte dem zweiten Manne seiner Mutter nur das Nutznießungsrecht auf Lebenszeiten gebühre. Aber trotzdem konnte es der sonst so gutherzige Friedl nicht über sich bringen, seinem Stiefvater nur einigermassen freundlich zu begegnen, von dem man sich erzählte, daß er seine todtkranke Mutter noch auf dem Sterbebette mißhandelt habe.

Als Friedl in die Finglingsjahre kam, änderte zwar sein Stiefvater sein Benehmen. So hart er früher gewesen eben so nachgiebig war er jetzt, wenn es galt, solchen rohen Gemüthen tolln Jugendübermuthes durch die Finger zu sehen, deren Uebermaß Geist und Körper dem raschen Siechtum zu überantworten geeignet ist. Aber Friedl hatte für diese Güte ebenso wenig Verdank, wie für die frühere Strenge und als er einst um geringfügiger Sache willen mit seinem Stiefvater in Streit gerathen war, schnürte der achtzehnjährige Bursche sein Bündel, um die Zeit bis zum Eintritt seiner Großjährigkeit unter fremden Leuten abzuwarten.

So war Friedl dem Vaterhause und dessen näherer Umgebung theilweise ganz entfremdet worden, und als er für kurze Zeit dahin zurückkehrte, da geschah es nur, um vor seinem Abgang zum Heere den Freunden und Bekannten daheim ein Lebewohl zu sagen. Damals hatte er auch des Bachwirths Cilli, welche zur Zeit seiner Entfernung vom Hause in der Stadt das Kochen lernte, nach langen Jahren wieder zum erstenmal gesehen. Wiewohl er sich bei dieser Gele-

genheit zwischen den beiden Nachbarkindern eine Liebeslei geknüpft, wäre die Zeit nicht gar zu kurz gewesen und wenn es anders im Sinne des flatterhaften Wirthstöchterleins gelegen gewesen wäre, mit einem Burschen anzubinden, der bereits in den nächsten Tagen auf acht Jahre in des Kaisers Noth schlüpfen sollte. Sie begnügte sich damit, dem scheidenden Friedl einen Blumenstrauß auf den Hut zu stecken, ohne ihm weiter ein trauliches Plätzchen der Erinnerung in ihrem Herzen einzuräumen.

Hatte ihn des Bachwirths Cilli ohne tiefere Gemüthsregung scheidend gesehen, so war für den Bergerhöfer der Abmarsch seines Stiefsohnes ein wahrer Trost. Denn abgesehen davon, daß damals die Militärdienstpflicht in Oesterreich noch volle acht Jahre beanspruchte, war eben zu der Zeit die Verwicklung der preussisch-österreichischen Verbündnisse in Schleswig-Holstein auf einen Punkt geblieben, daß man selbst in den entlegensten Alpenhöfen von der Nähe eines großen Krieges zu reden wußte. Auch die „Kagelmacher“, wie der treu an dem Kaiserhaus hängende Tiroler die wenig verlässlichen italienischen Grenzschutzbarm spottend nennt, waren wieder unruhig geworden. Allenhalben standen schwere Gewitterwolken am Himmel, deren kriegerische Entladung Taufenden von Soldaten das Leben kosten mußte. Wenn sich unter diesen auch Friedl befand, dann wäre ja der Bergerhöfer ganz und gar des peinlichen Gedankens überhoben gewesen, daß der Friedl eines schönen Tages vor ihn hintreten und die Herausgabe der Hälfte des Bergerhofes fordern werde. Als dann der Krieg des Jahres 1866 wirklich ausbrach und die Niederlagen der tapferen aber schlecht geführten österreichischen Truppen auf den Schlachtfeldern Böhmens die Ruhmredigkeit jenes falschen Patriotismus Lügen strafte, welcher die preussischen Eindringlinge mit einem nassen Haber über die Grenze zurückzutreiben versprochen hatte, da hatte es auch eine Zeit lang den Anschein, als ob der stille Bursch des Bergerhöfers in Erfüllung gehen sollte. Das Bataillon, bei welchem sein Stiefsohn stand, war bei Königgrätz fast vollständig aufgerieben worden. Ob Friedl sich unter den Gefallenen des

Bestand der staatlichen Einheit Oesterreichs selbst kehren könnte. Denn Oesterreich-Ungarn hat nur als ein in sich abgeschlossenes Staatsganzzes die Macht, einem Gegner von der Macht Rußlands erfolgreich gegenüberzutreten zu können. Ein föderalistisch zersplittertes Oesterreich, welches zudem einen großen Teil seiner intelligenten, steuerkräftigen Bevölkerung dem Großenwahn der Gehen und Slovenen unterordnen müßte, könnte sich als Großmacht nicht behaupten und würde auch dem russischen Grenznachbar keinen sonderlichen Respekt einzuflößen vermögen.

Dagegen muß es als verfehlt bezeichnet werden, wenn das „Berliner Tagblatt“ die Anwesenheit des Erzherzogs Albrecht im Gefolge des Kaisers als Beweis anführt, daß mit der galizischen Reise keine antirussische Demonstration verbunden sei. Denn mag auch Erzherzog Albrecht als „Chef der russischen Partei am Wiener Hofe“ gelten, so muß doch wieder berücksichtigt werden, daß die russenfreundliche Wiener Hofpartei, nach Abschluß der deutsch-österreichischen Allianz, nicht mehr jene Stellung einnimmt, wie nach den Tagen von Custozza und Königgrätz. Und dann — könnte wohl Erzherzog Albrecht als Generalissimus der österreichischen Armee an der Seite des Kaisers sehen, wenn es sich, wie im vorliegenden Falle, sei es nun der Form oder der Wirklichkeit nach, um eine Truppeninspektion im großen Style, um ein vor den Augen des Kaisers auszuführendes Manöver handelt? Wir können uns nach dem Gesagten mit keiner der erwähnten Kombinationen befremden, welche an die Reise des Kaiser-Königs geknüpft werden, glauben aber gleichwohl, daß die besonders in der letzten Zeit so vielfach hervorgetretenen Bemühungen des ritterlichen Monarchen, sich persönlich über die Verhältnisse der einzelnen Kronländer zu unterrichten, nicht nur heilsam auf eine gedeihliche Entwicklung der inneren Verhältnisse Oesterreichs, sondern auch lebend auf die Treue und Anhänglichkeit zurückwirken müssen, mit welcher die Unterthanen des Kaisers Franz-Josef zu ihrem allberehnten Landesvater emporschlagen. Und darin liegt wahrscheinlich ein größerer Schutz gegen jeden auswärtigen Feind, als in der einseitigen Begünstigung des Polentums, dessen nationales Wesen ohnedies nirgend eine größere Beachtung seiner nationalen Rechte fand, als im Kreise der vielprahlenden österreichischen Völkervereinigung.

### Inland.

Budapest, 2. September.

Was will die Opposition? Tag für Tag registriren die hiesigen Oppositionsblätter alle in auswärtigen Journalen enthaltene, auf Rumänien bezüglichen Meldungen, um an der Hand derselben und ohne weiter zu unteruchen, ob es sich um mißliche Gerüchte oder beglaubigte Thatsachen handelt, durch Trugschlüsse und Sophismen den Beweis zu führen, daß jeder Schritt, den die Regierung bisher gethan hat, ein verfehlter und den Interessen des Landes zuwiderlaufender war. Aus der Nachricht, daß Rumänien im Bezugs sei, sich in der Donaufrage den Anschauungen Oesterreichs anzubehalten, wird deduziert, daß hier ein offener Landesverrath vorliege; die bloße Möglichkeit eines Anschlusses Rumäniens an die deutsch-österreichische Allianz wird als eine sträfliche Mißachtung des allgemeinen Volkswillens bezeichnet; hinsichtlich des Besuchs, welchen Fürst Karl dem Kaiser von Deutschland und Oesterreich abgestattet hat, deutet man sub rosa an, daß hier ein Akt der Willkür vorliege, weil die Erlaubnis der Volksvertretung zu dieser Auslandsreise nicht eingeholt wurde; kurz die Opposition bricht über Alles was durch die gegenwärtige Regierung, oder unter derselben geschieht, schonungslos den Stab. Dieser Geist der Negation, welcher in den Spalten der Oppositionsjournale weht, könnte aber nur dann einen Sinn haben, wenn sich dieselben nicht bloß darauf beschränken wollten, Alles kurzweg schlecht zu heißen, sondern wenn sie auch in jedem einzelnen Falle angeben wollten, weshalb diese oder jene Handlungsweise eine falsche war und was man eigentlich hätte thun sollen. Noch mehr, die Opposition — und wir wollen hier speziell von der konservativen Partei sprechen, weil diese nach der national-liberalen die größte ist — müßte, um das Volk über ihre Anschauungen und Absichten zu belehren, vor Allem daran gehen, ein klares Programm über die zu befolgende äußere Politik Rumäniens zu entwerfen, um es urtheilsfähigen Politikern überhaupt möglich zu machen, zwischen dem was die Regierung thut und was nach den Ansichten der Gegenpartei gethan werden sollte, Vergleiche zu ziehen. Die Konservativen wollen kein Zusammengehen Rumäniens mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland; wollen sie statt dessen die Beobachtung einer strikten Neutralität, oder eine Allianz mit Rußland? Sie sagen es nicht. Die Konservativen verhorreszieren eine Zustimmung Rumäniens zu dem Avant-projet des Schiffsfahrts-Neglements für die untere Donau; wollen sie vielleucht, daß die Präponderanz des Votums an

Bulgarien, Serbien oder an Rußland übergehen, oder daß dasselbe von Rumänien in Anspruch genommen werde? Sie schweigen darüber. Die Zusammenkunft des Fürsten Karl mit Kaiser Wilhelm und Franz Josef, seine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck scheint den Konservativen verächtlich. Weshalb? So begegnet man denn überall nur offenen Fragen, nirgend aber einer klaren Antwort, und statt einer solchen werden die Büden mit häßlichen Bemerkungen, mit Vorwürfen und Verdächtigungen ausgefüllt. Weil aber die konservative Partei über so viele tüchtige Männer verfügt und vor Allen, weil ihr Bestreben ja dahin gerichtet ist, die Bügel der Regierung selbst zu ergreifen, so müßte sie es sich auch angelegen sein lassen Alles zu vermeiden, was den Verdacht hervorrufen könnte, daß es ihr ausschließlich darum zu thun sei aus Ruher zu gelangen, daß sie aber im Uebrigen selbst noch keine klare Vorstellung von der Politik habe, welche sie, wenn das gewünschte Ziel erreicht wäre, befolgen würde. So lange daher die Konservativen sich nicht in klarer und bestimmter Weise über das was sie wollen aussprechen, d. h. mit einem präzisen Programm vor die Öffentlichkeit treten, werden sie auch den Verdacht nicht von sich abwehren können, daß ihre Opposition dem nackten Egoismus entspringe und daß sie, in den Besitz der Staatsgewalt gelangt, nicht einmal so viel staatsmännischen Geist entfalten würden, wie die gegenwärtigen Machthaber.

(Maßregeln gegen die Juden.) Ein in Botschan erscheinendes Journal bringt folgende Mittheilung: „Wie wir aus vollkommen verlässlicher Quelle erfahren, hat die Regierung den Befehl erteilt, daß nach Ablauf von höchstens vier Monaten kein jüdischer Spirituosenhändler mehr in den Ruralgemeinden geduldet werde.“ Wir nehmen vorläufig von dieser Meldung Akt und werden, wenn sich dieselbe bestätigen sollte, woran wir übrigens noch zweifeln, auf diese Angelegenheit eingehend zu sprechen kommen.

### Ausland.

#### Deutschland.

Budapest, 2. September.

(Die Bildung der neuen liberalen Partei.) Reichsfeindliche Demonstration der bairischen Ultramontanen. Die Wirbel sind gefallen — achtundzwanzig Mitglieder des deutschen Reichstags und des preussischen Abgeordnetenhauses, darunter Bamberger, v. Fockendeb, Ricker und v. Stauffenberg, haben ihren Austritt aus der national-liberalen Partei zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Unter Hinweis darauf, daß die Erfahrungen der letzten zwei Jahre darüber keinen Zweifel aufkommen ließen, daß die national-liberale Partei nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen sei und daß eben diese Ueberzeugung sie zum Austritt aus der Partei bewege, sprechen sich die Unterzeichner der in Rede stehenden Kundgebung über ihre für alle Zukunft im Auge zu behaltenden politischen Ziele folgendermaßen aus: „Eine in sicheren Bahnen ruhig fortschreitende Entwicklung unserer in dem Kaiser und der Reichsverfassung ruhenden Einheit wird nur aus der Wirksamkeit eines wahrhaft konstitutionellen Systems hervorgehen, wie es die deutsche liberale Partei seit ihrer Existenz unverrückt erstrebt hat. Das einige Zusammengehen der liberalen Partei in den wesentlichen Fragen, das Aufheben verwirrender und aufreibender Kämpfe verschiedener liberaler Fraktionen erscheint uns aber als die unerlässliche Voraussetzung für das erstrebte Ziel. Fester Widerstand gegen die rückschrittliche Bewegung, Festhalten unserer nicht leicht erzwungenen politischen Freiheiten ist die gemeinschaftliche Aufgabe der gesammten liberalen Partei. Mit der politischen Freiheit ist die wirtschaftliche eng verbunden. Nur auf der gesicherten Grundlage wirtschaftlicher Freiheit ist die materielle Wohlfahrt der Nation dauernd verbürgt. Nur unter Wahrung der konstitutionellen Rechte, unter Abweisung aller unnötigen Belastungen des Volkes und solcher indirekten Abgaben und Bülle, welche die Steuerlast vorwiegend zum Nachtheil der ärmeren Klassen verschleichen, darf die Reform der Reichssteuern erfolgen. Mehr wie für jedes andere Land ist für Deutschland die kirchliche und religiöse Freiheit die Grundbedingung des inneren Friedens. Dieselbe muß aber durch eine selbstständige Staatsgesetzgebung verbürgt und geordnet sein. Ihre Durchführung darf nicht von politischen Nebenwegen abhängig gemacht werden. Die unveräußerlichen Staatsrechte müssen gewahrt und die Schule darf nicht der kirchlichen Autorität untergeordnet werden. Wir sind bereit, einer Einigung auf dieser Grundlage zuzustimmen. Für uns aber als Mitglieder der liberalen Partei werden unter allen Umständen dieselbe Anschauungen die leitenden sein.“ Von einer prinzipiellen Gegnerchaft gegen den Reichskanzler ist in obiger Erklärung

eben so wenig die Rede, wie von einer Animosität gegen die bisherige Führung der national-liberalen Partei. Die Mitglieder der neuen Partei, welche nebenbei gesagt, durchwegs Männer von erprobter Fähigkeit und parlamentarischer Tüchtigkeit in ihnen zählt, und welcher man aus diesem Grunde bereits heute eine weit über ihren numerischen Einfluß hinausgehende Bedeutung zuschreiben muß, wollen eben nur die Unabhängigkeit ihrer Entscheidung in solchen Fragen gesichert wissen, bei deren Behandlung sich die bisherige Majorität der national-liberalen Partei mehr von Rücksichten der Opportunität und des Entgegenkommens für die Regierung leiten ließ, als sich mit der Selbständigkeit und Prinzipientreue einer wirklich liberalen Partei vereinbaren ließ. Was vor Allen schon heute als feststehend gelten kann, ist die Erfüllung der Voraussetzungen, daß der Appell der neuen liberalen Fraktion an die Wähler von großem Erfolg begleitet und derselben neben ihrer eminenten politischen Bedeutung auch einen derartigen Zuwachs an Stimmen sichern wird, daß sie auch der Zahl nach keinen Vergleich mit den übrigen Parteien des preussischen Landtags und des deutschen Reichstags zu scheuen braucht. Denn daß sich die neue Parteiorganisation nicht vielleucht bloß auf den preussischen Landtag beschränken, sondern auch eine mächtige Rückwirkung auf die Parteigruppierung des deutschen Reichstags ausüben wird, ist bei der Stellung, welche die Mehrzahl der Unterzeichner der vorliegenden Austrittserklärung in der national-liberalen Gruppe des deutschen Parlaments einnehmen, sowie auch im Hinblick auf die in obiger Erklärung niedergelegten Endziele einer liberalen Reichspolitik ganz selbstverständlich.

Einer Korrespondenz aus Bamberg vom 27. d. zu Folge ist die Feier des Wittelsbachjubiläums in Baiern nicht vorübergegangen, ohne der kirchlichen reichsfeindlichen Partei Oberfrankens Anlaß zu einem bedauerlichen Pöbelzuge zu geben. Am Abende des 25. August zog eine nach Taufenden zählende Volksmenge zunächst vor das Redaktionslokal der liberalen „Neuesten Nachrichten“ und erhob daselbst unter der Drohung, die ausgesteckte schwarz-weiß-rote Fahne zu verbrennen, einen fürchterlichen Lärm. Die tobende Menge gab nicht eher Ruhe, bis die deutschen Farben verschwanden und führte dann auch vor den übrigen mit deutschen Fahnen besetzten Häusern dieselbe Scene auf. Um die Möglichkeit eines solchen Exzesses zu begreifen, muß man eben die ganz unqualifizirbare Höhe in Erwägung ziehen, mit welcher die unter dem bezeichnenden Namen der „Kaplanpresse“ zu sammengesetzten ultramontanen Winkelsblättern insbesondere die Landbevölkerung gegen Deutschland als den Feind der Religion, der Selbständigkeit Baierns und des Wohlstandes seiner Bevölkerung aufzubringen bemüht sind. Was Bamberg selbst anbelangt, so hat die kirchliche Agitation in diesem Centrum eines ehemals reichsunmittelbaren Bisthums schon seit jeher einen besonders fruchtbaren Boden gefunden und dürfte wohl auch die Spannung, welche in letzter Zeit zwischen dem Reichskanzleramt und dem bairischen Ministerium bestand, viel dazu beigetragen haben, die Wühlereien des reichsfeindlichen bairischen Ultramontanismus zu begünstigen.

#### England.

Budapest, 2. September.

(Der Entschluß von Kandahar.) Die letzten Nachrichten aus Afghanistan haben die gedrückte Stimmung behoben, welche die bedenkliche Lage der in Kandahar eingeschlossenen Truppen hervorgerufen hatte. Laut Telegrammen vom 20. August hat Eub Khan auf die Nachricht von General Roberts Annahm der Belagerung Kandahars gänzlich aufgegeben und den Rückzug seiner ganzen Truppenmacht auf die Position am Argandab, nördlich vom Bolanpasse angetreten. Obgleich nun inzwischen General Roberts in Kandahar angekommen und hiermit der Entschluß der dort eingeschlossenen englischen Truppen vollendet ist, so darf doch der Rückzug Eub Khans noch keineswegs als ein vollständiger Sieg aufgefaßt werden. Wie nämlich der „W. Allg. Ztg.“ aus London vom 26. v. M. gemeldet wird, hatte man vielmehr in militärischen Kreisen Englands schon vor dem Bekanntwerden des auf so billige Weise erreichten Entschlusses von Kandahar die Befürchtung ausgesprochen, daß Eub Khan sich auf keine Entscheidungslage einlassen werde, nachdem bei der Truppenstärke des General Roberts ein solches Beginnen für ihn fast schon mehr als ein klüßnes Wagniß gewesen wäre.

#### Frankreich.

Budapest, 2. Septbr.

(Jesuitische Kniffe. — Freycinet und die Kongregationen) Unser gestriges Telegramm meldet, daß sämtliche den Unterricht ausübende Jesuiten ihre Anstalten verlassen haben. Doch ist dieser Abzug nicht vor sich gegangen, ohne daß sie die Gelegenheit benutzten, dem Staate ein

Schnippchen zu schlagen. Sie haben nämlich, um die Märzdekrete, wenn auch nicht der Form, so doch ihrem Zwecke nach hinfällig zu machen, ihre Schulen entweder an weltliche Direktoren oder aber an andere Geistliche abgetreten, welche nicht vom gleichen Schicksal wie die Väter der Gesellschaft Jesu betroffen werden. Das im Immobilienbesitz der ehemals jesuitischen Lehranstalten investirte Vermögen ist durch Notariatsakte in den Besitz von Kommanditgesellschaften übergegangen, welche natürlich mit den Jüngern Koyolas unter einer Decke stecken. Es bedarf demnach keines Beweises, daß die Jesuitenkonfession im wahren Sinne des Wortes fortbestehen werden, obgleich der Form nach mit dem 31. August in Frankreich keine von Jesuiten geleitete Anstalt mehr vorhanden war. Wenn man nicht erleben will, daß sich die Väter der Gesellschaft Jesu über die Aufregung lustig machen, welche das Ministerium Freycinet durch die Märzdekrete und deren Durchführung auf den Hals sich lud, ohne dabei etwas anderes, als einen bloß äußerlichen Erfolg zu erzielen, so wird die Regierung auf Mittel denken müssen, dieser empörenden Umgehung der Strafgesetze ein Ende zu machen und auch die Ultramontanen zur Anerkennung der staatlichen Autorität zu zwingen. Doch scheint es fast, als ob Ministerpräsident Freycinet nicht den Muth besäße, die letzten Konsequenzen der Märzdekrete zu ziehen. Ob daran die Furcht vor einem entgegengesetzten Votum des Senats oder aber der Umstand Schuld ist, daß Freycinet als Protestant nicht den Vorwurf einer Verfolgung des Katholizismus auf sich laden will, bleibt dahingestellt. Gewiß scheint zu sein, daß der Ministerpräsident in seinem Bestreben, unnötigen Konflikten mit der Klerisei auszuweichen, etwas zu weit gegangen ist. Zwar sollen einem Berichte des „Moniteur“ zu Folge die noch nicht vom Ausweisungsbefehl ereilten Kongregationen über Vermittlung der Erzbischöfe von Rouen und Paris die schriftliche Erklärung abgegeben haben, sich nicht mit Politik zu befassen und keinen Akt der Feindseligkeit gegen die Regierung zu begehen. Aber nach den Neuerungen der „Republique française“ ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Kammer das eigenmächtige Zugeständniß des Ministerpräsidenten ratifiziren und den betreffenden Kongregationen gegen Einhaltung des vorerwähnten Versprechens die stillschweigende Duldung im Lande zugestehen werde.

#### Der Orient.

(Die Flottendemonstration und die Mächte. — Die Rückkehr Aleo Paschas nach Philippopol. — Die Zustände in Armenien.) Mit Ausnahme der Interpellationsantwortungen im englischen Parlamente ist im Laufe der letzten Tage keinerlei offizielle Mittheilung über den Stand der Frage bezüglich der gemeinsamen Flottendemonstration in die Oeffentlichkeit gelangt. Aber aus diesen, ungeren Lesern in Telegrammtheile des „Budapester Tagblatt“ mitgetheilten Antworten der englischen Regierung erfahren wir nur, daß Nagusa als der Ort des Rendezvous für die an der Expedition theilnehmenden Schiffe bestimmt sei und daß die Minister der Königin von England dergest nicht in der Lage seien, die Neugierde einzelner Mitglieder des Unterhauses betreffs der dem Flottentendanten Seymour erteilten Instruktionen zu befriedigen. So nichtig diese Mittheilungen nun auch sein mögen, so liefert doch gerade ihre Magerkeit im Zusammenhange mit einzelnen aus gut unterrichteten Kreisen in die Presse übergegangenen Versionen die verlässlichen Beweise dafür, daß die vielbesprochene Demonstration, insofern es sich nämlich dabei um die Theilnahme sämtlicher Mächte handelt, ihre Spitze nicht sowohl gegen die Pforte, als auch vielmehr gegen Rußland richtet, dessen ganzes Bestreben darauf hinausläuft, irgend einen Grund zum selbstständigen Einschreiten zu finden. Noch jetzt, wo bereits alle Vorbereitungen zur Vornahme der Flottendemonstration getroffen werden, wird von Berlin aus der Pforte nahegelegt, daß es in ihrer Macht liegt, durch ein Entgegenkommen betreffs der schlimmsten Abtretung Dulcignos die Ausführung der kombinierten Flottendemonstration im Adriatischen Meere zu hintertreiben. Wie dem „Pester Lloyd“ aus Wien telegraphirt wird, hat auch die Pforte letzter Tage durch ihre Botschafter wiederholt die Versicherung abgegeben, daß sie die Abtretung von Dulcigno um jeden Preis bewerkstelligen werde, wenn möglich, mit Unterstützung der Mächte; doch will die Pforte, ehe sie zu Gewaltmaßregeln greift, zuvor alle friedlichen Mittel erschöpfen. Die Frist, welche die Pforte hiezu erbittet, wird sich höchstens auf 5—6 Wochen belaufen. Sollten ihre Bemühungen erfolglos bleiben, dann werde sie ihre Truppen verstärken, denn die 8000 Mann, die sie gegenwärtig an Ort und Stelle hat, genügen nicht. Wie der Gewährungsmann des „Pester Lloyd“ zu berichten in der Lage ist, sollen denn auch diese Versicherungen beruhigend auf die Mächte gewirkt haben, während nach einer Meldung der „Polit. Korrespondenz“ die der Pforte von den Mächten gewährte Ruhe nicht in dem Sinne aufgefaßt werden darf, als ob man der Pforte eine Frist gewähren wolle. Aber auch dieses offiziöse Wiener Blatt gesteht zu, daß durch die sofortige Uebergabe von Dulcigno allen Schwierigkeiten ein Ende gemacht würde und gibt ziemlich deutlich zu verstehen, daß nur das Drängen Englands und Rußlands den von Seite anderer Mächte vorhandenen Widerwillen gegen die Flottendemonstration gebrochen habe. Wirkliche Eile dürfte aber wohl nur Rußland haben und ist auch die Hoff, mit welcher den zur Theilnahme an der gemeinsamen Expedition kommandirten Schiffen der Befehl zum Auslaufen erteilt wurde, wohl nur auf die Hoffnung der russischen Diplomatie zurückzuführen, daß die schnelle Ausführung der Demonstration weit sicherer zu ferneren Entwicklungen auf der Balkanhalbinsel führen werde, als wenn man der Pforte Zeit läßt, sich von der Vergeblichkeit eines ferneren Widerstandes zu überzeugen und durch die anscheinend nicht mehr hinzuzubaltende Abtretung Dulcignos die Einmischungsgelüste Rußlands zu durchkreuzen. Daß es sich bei der ganzen, so viel Staub aufwirbelnden Flottendemonstration weit mehr um eine Art von Schachspiel, als um eine ernste Drohung gegen die Pforte handelt, geht übrigens aus dem Zustande der zur Expedition beorderten Schiffe hervor, welche ihrer Mehrzahl nach wohl noch den Beschwerden einer harmlosen Spazierfahrt in das Adriatische Meer, aber wohl schwerlich den Gefahren eines kriegerischen Konfliktes die Stirne bieten dürften. Was allenfalls zu befürchten ist, wäre der Umstand, daß die Pforte mit Rücksicht auf diese Harmlosigkeit die Situation doch etwas gar zu sehr auf die leichte Achsel nimmt und durch Wideraufnahme ihrer Entschuldigungs- und Verzögerungstaktik den oben erwähnten russischen Plänen Vorschub leistet.

Ueber die am 20. v. M. erfolgte Rückkehr Aleo Paschas nach Philippopol geht der „Bölnischen Zeitung“ eine Schilderung zu, deren Schwergewicht in der Markirung der Stellung liegt, in welcher sich der Gouverneur Dstrumeliens der Bevölkerung gegenüber befindet. Aleo Pascha — so sagt der zitierte Bericht — wurde bei seiner Rückkehr von den rumelischen Bopen als zweiter Alexander gefeiert; zuerst läßt man alleweil „den Gar-Verfeiner“ Alexander leben und diesem schließt sich, nach einigen Ermahnungen, das begonnene

Tages von Sadova beband, ob er in Gefangenschaft gerathen, oder ob es ihm gelungen war, sich den Trümmern des geschlagenen Heeres anzuschließen, welches nach einem vergeblichen Veruche sich in Mähren zu einem Widerstande zu sammeln, vor den siegreichen Gegnern nach Ungarn geflohen war, konnte man allerdings nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Als aber Wochen um Wochen nach dem Friedensschlusse vergingen, ohne daß Friedl dem Vater Ambrosi eine Nachricht über sein Verweilen und Befinden zukommen ließ, ohne daß aber auch die offiziellen Verlautbarungen ihn unter den Gefallenen aufgeführt hätten, da mußte man wohl daran glauben, daß sich der Erbe des Bergerhofes unter der ungezählten Schaar jener Opfer eines traurigen oder unvermeidlichen Bruderkrieges beband, welche auf der Flucht oder im Getümmel des Verzweiflungskampfes unbeachtet und ungemeldet ihr Leben verloren. Wer kann denn bei einer raschen Flucht durch wilde Gewässer und das Dunkel der Nacht auf den einzelnen ermüdeten Soldaten Acht haben, welcher von den Fluthen mit fortgerissen oder von den Rädern des Artillerieparkes zermalmt wird? Die Wellen geben ihre Opfer nicht heraus, und wenn auch der nachsehende Feind sich die Zeit nimmt, die Todten des stehenden Heeres zu befragen, so sind es doch immer nur namenlose Soldaten, an welchen er dieses Werk amaritanischer Barmherzigkeit übt! Die Armeen aber, welchen dasselbe galt, sind verschollen — verschollen für ihre Kameraden, verschollen für ihre Eltern und Geschwister; ein schredliches Wort, ein entsetzlicher Begriff für jene, welche da in hunderten von schlaflosen Nächten den Himmel aufsehen, er möge ihnen doch eine Gewißheit über das Loos ihrer Lieben zukommen lassen, die sie nicht zu den Lebenden rechnen können und nicht unter die Todten zählen wollen.

Dem Bergerhöfer waren solche aus inniger Theilnahme entspringende Gefühle fremd. Und doch hätte er gerne die schönste Ruh aus seinem Stalle hergegeben, wenn ihm Jemand die volle Sicherheit geboten hätte, daß Friedl tot sei und nimmermehr auf den Hof zurückkehren werde. Eine solche Nachricht traf nicht ein. Wohl aber kam eines Abends bereits

tief im Spätherbst Vater Ambrosi völlig athemlos den Hohlweg herauf, schon von weitem ein Blatt Papier in die Höhe haltend. „Ala, wahrscheinlich der Todtenschein!“ dachte sich der Bergerhöfer, welcher wenige Tage früher dem alten Kapuziner Geld für drei Messen um eine Nachricht von Friedl eingehändigt hatte. Es war aber nicht der Todtenschein, was Vater Ambrosi brachte, sondern ein Brief vom Friedl, in welchem dieser schrieb, daß ihn der Himmel während des Krieges vor allem Mißgeschick bewahrt habe, daß er aber in Folge der Strapazen am Typhus erkrankte und erst vor Kurzem das Bett verlassen konnte. Jetzt befinde er sich auf dem Wege vollständiger Genesung und hoffe im nächsten Jahre Urlaub zu einem Besuche in der Heimat zu erhalten. Der Bergerhöfer war über diese Nachricht einer Dymnast nahe. Zu alledem war Vater Ambrosi, der seine Gedanken nur zu gut kannte, noch boshaft genug, ihm alle nur erdenklichen Beweise für die Echtheit des Briefes vorzuhalten, welcher mit dem Poststempel St. Miklos in Ungarn versehen erst auf wiederholte Anfrage des besorgten Kapuziners bei der Militärbehörde in dessen Hände gelangt war. Der Bergerhöfer hatte auch keine Antwort darauf, als Vater Ambrosi beim Abschied noch die Bemerkung machte, daß er nun wohl zum Danke für die Rettung seines Stiefsohnes der Kirche ein neues Messgewand spenden könnte.

Das nächste Jahr war vergangen, ohne daß Friedl den im Briefe angekündigten Besuch auch wirklich abgestattet hätte. Als er aber im folgenden Sommer auf dem Umwege durch das Hausgärtchen beim Nachwirthshause im Bergerhofe eintraf, brachte er die Nachricht mit, daß er in Folge der durch das neue Wehrgesetz beabsichtigten Herabsetzung der Militärdienstzeit von acht auf drei Jahre bereits in nächster Zeit seinen Abschied erhalten werde. Das hatte noch gefehlt, um alle Berechnungen seines Stiefvaters zu Schanden zu machen, welcher sich bei einem solchen Stande der Dinge mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß dieses Jahr das letzte Jahr seiner Alleinherrschaft auf dem Bergerhofe sei. Im nächsten Frühling wurde Friedl vierundzwanzig

Jahre alt und wenn bis dorthin dessen Entlassung aus dem Verbände des stehenden Heeres erfolgte, so waren all testamentarischen Vorbedingungen erfüllt, auf welche hin sein Stiefsohn den Mitbesitz beziehungsweise die Theilung des Hofgutes verlangen konnte. Friedl hatte zwar davon noch keine Erwähnung gethan, sowie er denn überhaupt den Verber mit seinem Stiefvater auf das Nothwendigste beschränkte. Aber die eingehende Untersuchung, welche Friedl der Ertragsfähigkeit eines jeden Acker und jeden Stückchens Weidgrundes zu Theil werden ließ, sprach deutlich genug dafür, daß er seiner Verbanprüche ganz gut bewußt war, und schon jetzt das Material für seine Theilungsvorschläge sammelte.

Der Bergerhöfer mußte sich das gefallen lassen, und fand seinen einzigen Trost in den häufigen Besuchen Friedls im Nachwirthshause, dessen Besitzer in seinem Schuldbuche mit einer ziemlich hohen Summe angeschrieben stand. Wenn, wie er voraussetzte, sein Stiefsohn wirklich ein Auge auf die schöne Wittstochter hatte, so war es ja möglich, durch eine entsprechende Abfindungsumme den Vater derselben zur Uebergabe seines verschuldeten Hauswesens an das junge Paar zu bewegen. Natürlich hätte der Friedl in das Nachwirthshaus „hinein heirathen“ und als Gegenleistung für die Ermöglichung dieses Heirathsgeschäftes auf die ihm zuzuführende Hälfte des Bergerhofes verzichten müssen. Vom Nachwirthshaus er in dieser Angelegenheit keinen ernstlichen Widerstand zu befürchten, da, wie schon angedeutet, die in seiner Hand befindlichen Schuldscheine als wirksames PreSSIONSMITTEL benützt werden konnten. Alles kam nur auf die jungen Leute an, denen es nach des Bergerhöfers Urtheil jedenfalls lieber sein mußte, allein Herr in eigenen Hofe zu sein, als Garten und Ape, Stube und Stall mit einem Stiefvater, beziehungsweise Schwiegervater theilen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Befreiungswert tüchtig zu fördern, ein Lebehoch für den andern Alexander, den General-Gouverneur, an. Zur weiteren Beherrschung der Rückkehr des Gouverneurs aus der türkischen Hauptstadt waren an allen Stationen die gymnastischen Vereine mit Waffen und Fahnen aufmarschirt; letztere zeigten die bulgarischen Landesfarben. Allerdings sind die ostrumelischen Turnvereine dem Namen nach aufgelöst. Aber ihre Mitglieder werden den Bestand der Reserve bilden, die zwar vorläufig noch gar nicht existirt, für deren Bewaffnung aber Rußland in der umfassendsten Weise Sorge getragen hat. Wie diese Leute, welche derzeit aufgeführt haben, Mitglieder der Turncorporationen zu sein, ohne daß sie inzwischen anfangen konnten, einer noch nicht bestehenden Reserve anzugehören, dazu kamen corporativ und mit guten Kräftegewehren versehen dem heimkehrenden Aleso Pascha die Honneurs zu machen, ist nicht schwer zu enträthseln, wenn man eben berücksichtigt, daß die ehemaligen Leiter der gymnastischen Vereine, auf deren Rechnung auch der in Vorbereitung begriffene Reserveschwindel zu setzen ist, nach wie vor das Heft der Organisation für den eventuellen nationalen Krieg in den Händen haben.

Aus Armenien gehen der „W. Mlg. Ztg.“ Berichte über das Vorhandensein des Räuberwesens zu. Gleichzeitig wird der willkürlichen Brandstiftungen Erwähnung gethan, die sich kurdische Nomaden und eingewanderte Cirkasier der seßhaften Bevölkerung gegenüber zu Schulden kommen lassen. Besonders hart haben unter solchen Umständen die christlichen Armenier zu leiden, ohne daß die Behörden den Willen oder die Kraft hätten, dem belagerten Unfuge zu steuern.

**Serbien.**

Bularest, 2. September.

(Ein verdächtiges Dementi.) Die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn. Ein Telegramm aus Philippopolis dementirt die Nachricht über das von Serbien und Bulgarien angebotene Schutz- und Trutzbündniß. Das einem solchen Dementi von solcher Seite nur ein geringes Vertrauen entgegengebracht werden kann, ist offenkundig. Ueberdies liegt es ja im Interesse Serbiens ebensoviel wie Bulgariens, daß die angestrebte Allianz nicht vorzeitig bekannt werde und ist es daher auch begreiflich, daß man der diesbezüglichen Meldung der „Neuen Freien Presse“ so bald als möglich ein Dementi gegenüberzusetzen suchte.

Ueber den Stand der bekanntlich sistirten Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn behufs Abschluß eines Handelsvertrages wird dem „N. W. Tagblatt“ gemeldet, daß man weder in Wien noch in Budapest diese Sistirung schon als einen völligen Abbruch der betreffenden landespolitischen Bourparleurs betrachtet. Demgemäß sei auch von feinen Repressionsmaßregeln der Regierungen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien die Rede. Als Grund für diese Annahme wird angeführt, daß Oesterreich-Ungarn an der ebemöglichten Realisirung des serbischen Bahnpfandes ein zu großes Interesse habe, als daß es durch eine unnütze Schädigung der serbischen Finanzen die Belgrader Regierung zum Aeußersten treiben wolle.

**Lokal- und Distrikts-Nachrichten.**

**„Nur kein Handwerk.“**

Das bekannte Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden“, scheint nicht sobald in rumänischen Kreisen zur Geltung kommen zu sollen. Hier gilt der Handwerker noch immer als ein der niedrigen Klasse angehöriger Mensch und wenn der Deutsche selbst heute noch sich geringerer Sympathien erfreut, als der Franzose, Engländer u. s. w. so ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß die ersten Einwanderer deutsche Handwerker waren und daß das Vorurtheil von ehedem noch heute nachwirkt. Woher stammt aber überhaupt das Vorurtheil gegen das Handwerk her? Diese Frage läßt sich nur durch den Hinweis auf die Thatfache beantworten, daß man in Rumänien bis zum heutigen Tag den Werth der Arbeit nicht zu schätzen weiß, wie man auch den Werth der Zeit noch nicht kennt. Eine sichere Zukunft, durch ehrliche, wenn auch harte Arbeit errungen, gilt den Söhnen selbst völlig unbemittelten Eltern weit weniger als ein Ziel auf's Innigste zu wünschen, denn ein sorgloses Leben voll Entbehrungen und Kämpfe, wenn es nur äußerlich glänzend erscheint. Es ist also weniger die Lernbegierde, welche hier die jungen Leute antreibt, „zu studiren“ sondern hauptsächlich die Sucht recht bald selbstständig zu werden und eine Rolle zu spielen. Diese Rolle ist zwar in den meisten Fällen eine recht erbärmliche, allein sie ermöglicht es, wie der Fittlerkrum bei einem Komödianten, die Welt zu täuschen und das ist es ja woran sich die Mehrheit genügen läßt ohne sich irgendwelche Strapazen darüber zu machen, daß diese vermeintliche Täuschung der Welt, eigentlich nichts anderes als ein Selbstbetrug ist. Man kann es als eine feststehende Thatfache betrachten und ziffermäßig nachweisen, daß von hundert Kindern, welche sich auf's „Studiren“ verlegen, kaum eines die Studien wirklich vollendet und hierdurch seinem Leben eine bestimmte Richtung giebt. Die meisten bleiben auf halbem Wege stehen und widmen sich der Beamten-Karriere. Das war aber schon ursprünglich das erstrebte Ziel. Mit einiger Protektion — wer kann sich diese für Geld, gute Worte und Dienstleistungen aller Art nicht verschaffen — ist es leicht genug einen Posten zu erhalten und der Jüngling der es soweit gebracht hat, hält sich nun für einen gemachten und sogar für einen noblen Mann, weil er sich auf Grund seines Anstellungsdoktrates bei einem Schneider Kredit zu verschaffen, gelnickelt und gebügelt das Theater besuchen und mit diesem erworbenen Schimmer als ein Cavalier gelten kann. Lange dauert die Herrlichkeit freilich nicht, selbst wenn er es zu einer höheren Rangstufe gebracht hätte. Je höher der Rang, desto höher sind die Ansprüche, welche das Leben an ihn stellt, seine Bedürfnisse und seine Schulden wachsen; die Nothwendigkeit seine Gläubiger wenigstens einigermaßen zu befriedigen, veranlassen ihn Amtsspflicht und Gewissenhaftigkeit nach und nach beiseite zu setzen; fortan ist sein Augenmerk nur noch auf den Wagischiff gerichtete und wird er nicht aus diesem Grunde seines Amtes verlustig, so verdrängt ihn früher oder später ein Kollege, der sich größerer Protektion zu erfreuen hat, als es bei ihm der Fall ist. Und nun? Nicht bei Allen, die soweit gelangt sind, ist die „Glanzperiode“ ihres Lebens abgeschlossen, ja bei Vielen beginnt sie erst. Der stellenlose Beamte hat noch viele Mittel sich über Wasser zu halten: da gibt es alte Damen, denen eine junge Stütze hochwillkommen ist, oder junge Damen, die alle Urtugende haben, in der Wahl ihres Lebensgefährten nicht sehr streuend zu sein! in beiden Fällen ist der stellenlose Beamte die geeignete Persönlichkeit, und so macht Mancher noch im letzten Augenblick „Karrriere“. Nicht Jeder besitzt aber die zu solcher Karriere erforderlichen Eigenschaften: gewandte Manieren, hübsches Aeußere und ein-

schmeichelndes Wesen, und der sie nicht besitzt, für den beginnt, nachdem er zum Bewußtsein seines verführten Lebens gekommen ist, das Hasten und Jagen nach einem Anhaltspunkt für die Zukunft. Er greift dann in den meisten Fällen, vorausgesetzt, daß seine Fähigkeiten dazu ausreichend sind, zur Feder, schimpft in irgend einem Winkelblättchen über die Regierung und ist schließlich froh, wenn diese sich endlich seiner erbarmt und ihn in irgend einem Amte als Schreiber anstellt, wo er den Rest seines Lebens in Sorgen und Glend verbringt. Es gibt wohl keinen Staat in der Welt, welcher ein so großes Beamtenproletariat aufweist, wie Rumänien, und doch schlagen noch immer die meisten jungen Leute mit besonderer Vorliebe die Beamtenlaufbahn ein. Sind aber daran die jungen Leute schuld? Nein, diese jedenfalls weit weniger als die Eltern, welche, trotzdem sie durch tausende von Beispielen, wie die oben angeführten, gewißt sein sollten, dennoch ihre Eitelkeit, einen noblen Sohn zu haben, nicht unterdrücken können und ihn schon frühzeitig selbst auf den Weg verweisen, der sie meistens dem Glend entgegenführt.

Wir wiederholen es: Noch kennt man hier den Werth und den Segen der Arbeit nicht, noch ist in weitere Kreise nicht die Ueberzeugung gedrungen, daß der Arbeiter eine Hauptstütze des Staates ist, noch gilt äußerer erbogter Schimmer, der nur die Hohlheit verbirgt mehr, als das einfache Kleid, hinter dem ein gesundes und ehrliches Herz schlägt, und weil noch keine Anstalten getroffen werden, diese Mängel — Mängel der Erziehung — auszurufen, deshalb wird hier noch immer an der Devise festgehalten: „Nur kein Handwerk!“

(Personalnachrichten.) Der Chef der konservativen Partei, Herr M. C. Epureanu, hat sich zur Nacht nach Gleichenberg begeben. — Der Kammerpräsident, Herr C. A. Rosetti, ist von der Schweiz, wo er sich zuletzt aufhielt, nach Amsterdam gereist und dürfte erst gegen Ende September wieder nach Bukarest zurückkehren. — Herr General Florescu ist von seinem nach Sinaia unternommenen Ausfluge wieder in der Hauptstadt eingetroffen. — Herr M. Coganiceanu hat sich zu einem mehrtägigen Luftzuge nach Kistenje begeben und wird von dort nach der Moldau reisen. — Prinz G. Sturdza wird in einigen Tagen in Bukarest eintreffen. — Herr M. S. Alexandrescu Ureia hat von der ethnographischen Gesellschaft in Paris als Anerkennung für seine Arbeiten auf ethnographische Gebiete eine Medaille erhalten. — Der Minister des Aeußeren, Herr Boerescu, ist in Karlsbad eingetroffen. — Herr Constantinescu-Divianu ist zum Direktor des Kultusministeriums ernannt worden.

(Nemter-Kumulirung.) Im Nachhange zu unserer Notiz über die Art und Weise, wie man hier bei der Verteilung von Aemtern zu Werke geht und daß diejenigen Personen, welche sich entweder besonderen Einflusses oder einer großen Protektion erfreuen, mit soviel Stellen bedacht werden, daß ihnen schlechterdings keine Zeit übrig bleibt, um den Anforderungen derselben gerecht zu werden, bringen wir noch folgende Belege: Ein gewisser Dr. Sergiu ist 1. Deputirter, 2. Vertreter des Bukarester Primars, 3. Arzt im Internat St. Sava, 4. Arzt im Internat Matei Vasarab, 5. Arzt im Zentral-Mädcheninternat, 6. Primararzt im Kinderhospital und 7. Professor der Physiologie an der hiesigen medizinischen Fakultät. — Herr Dr. Dovia hat folgende Stellen: 1. General-Inspektor des Armeesantitäts-Dienstes, 2. Professor der Chemie, 3. Mitglied der Epphorie der Spitaler, 4. Mitglied des permanenten Unterrichtsrathes, 5. Stellvertreter des Dekans der Fakultät, 6. Inspektor des anatomischen Museums, 7. Leiter des Waiseninstitutes „Elena Doamna“, 8. Präsident des Schülvereins, 9. Mitglied des Verwaltungsrathes der Zündholzfabrik, 10. Vize-Präsident des Lehrkörpers, 11. Vize-Präsident der Gesellschaft für die Kultivirung des rumänischen Volkes. — Wie mancher Mann wäre froh, wenn ihm wenigstens Eines der obigen fetten Aemter übertragen würde.

(Beschlüsse der Galaxer Commune.) Der Gemeinderath der Stadt Galax hat in einer seiner letzten Sitzungen zwei im Interesse der allgemeinen Hygiene wichtige Beschlüsse gefaßt. Der eine bezieht sich auf den Verkauf von Fischen, welcher nunmehr einer größeren Kontrolle unterzogen werden wird, da es konstatirt ist, daß sehr häufig in Fäulniß übergegangene Fische in den Handel gebracht wurden. Der zweite Beschluß geht dahin, daß künftig keinem Kinde der Schulbesuch gestattet sein wird, wenn es nicht durch ein Zeugniß nachweist, daß es der Impfung unterzogen wurde.

(Vom Theater.) Wie vorauszuwar, hat sich bei dem gestrigen Termin für die Vergeltung des hiesigen Theaters kein Unternehmer gefunden, der sich bereit erklärt hätte, für den bevorstehenden Winter eine italienische Oper zu bringen, da einerseits bei der vorgerückten Jahreszeit gute Sänger nicht zu finden sind und andererseits das Theater-Komitee geradezu unerfüllbare Anforderungen an einen Impresario stellt. So blieb denn nichts anderes übrig, als Herrn Franzetti die Bewilligung zu einem Gastspiel der italienischen Tragödin Pezzano zu ertheilen, welches allerdings erst im Monat April des kommenden Jahres stattfinden wird. Außerdem dürfte Herr Franzetti, welcher, wie bereits gemeldet, eine italienische Operngesellschaft für Odessa engagirt hat, mit dieser in den Monaten Dezember und Januar einen Zirkus von Gastvorstellungen in Bukarest geben.

(Lager.) Das im Monat Oktober in der Moldau zu errichtende große Leubungslager wird, wenn unumkehrig gefaßten Beschlüsse zu Folge, auf dem Plateau von Copon bei Jassy aufgeschlagen werden.

(Bukarest-Ciganesti.) Für die Zeit, während welcher sich das Leubungslager bei Ciganesti befindet, ist eine Omnibusverbindung zwischen diesem Orte und Bukarest errichtet worden, so daß sich die Bewohner der Hauptstadt für billiges Geld jederzeit das Bermügen des Anblicks eines großen Lagers verschaffen können.

(Schenkung.) Laut Mittheilung des hiesigen katholischen Ordinariates hat der hiesige Bürger, Herr Wilhelm Göstlich Dppler, welcher für den Bau der Kathedrale bereits 600 Fres. gespendet hat, sich neuerdings bereit erklärt, auch die erforderliche große Glocke für den Kirchturm aus eigenen Mitteln zu beschaffen. Der Bischof hat Herrn Göstlich auf seinem Landgute bei Gaefti aufgesucht und ihm für diese Zusage persönlich seinen Dank abgeflattet.

(Zusammenstoß.) Gestern früh fand auf dem St.-George Platz ein Zusammenstoß zwischen zwei Trambwaywagons statt, welcher verursacht wurde, daß die betreffenden Passagiere, welche sich wahrheitsgemäß im trauten Zustande befanden, einen Wechsel gleichzeitig doppiren wollten. Es ist nur einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß dieser Vorfall ohne ernstliche Folgen verlief, denn einer der Wagen war nahe daran umzufliegen und dies wäre den Deckpassagieren jedenfalls sehr verhängnißvoll geworden.

(Pferdestatistik.) Laut Verfügung des Kriegsministeriums muß künftig jede in den Ställen der Truppenkörper vorkommende Geburt eines Füllen protokolllarisch festgestellt und dieses Protokoll dem Kriegsministerium zugesendet werden. Ebenso ist nach Ablauf eines Jahres dem Kriegsministerium Bericht zu erstatten, ob sich das betreffende Füllen zu einem tauglichen Pferd entwickelt hat.

(Arme-Polizei.) Wie aus Craiova berichtet wird, haben die dortigen Polizeigewalten seit vier Monaten ihre Gehalte nicht bezogen. Die Kommissäre, welche angeblich gezogungen sind „auf Puff“ zu leben, sollen es nicht mehr wagen, öffentliche Lokale zu besuchen, ja gewisse Straßen zu betreten, weil sie überall verpöbelnd sind und ihren Gläubigern ausweichen wollen. Die Nachricht von dem Nichtbezogen der Gehalte wird vielleicht wahr sein; daß sich aber ein Polizeikommissär für Craiova be-

sondere Strapeln macht, einem seiner Gläubiger zu begegnen, klinge, gelinde gesagt, märchenhaft.

**Bunte Chronik.**

(Schwerer Unglücksfall.) Aus Nühbach, 28. August, schreibt ein Korrespondent der „Hermannstädter Zeitung“: Ein schrecklicher Unglücksfall hat sich am 26. August unterhalb Sugag ereignet. Der hier in Pension lebende k. u. Oberlieutenant Heimlich v. Böhmches hat einige Wochen mit seiner Familie im Gebirge Wisra zugebracht und auf der Heimreise mit dem Fiaker Josef Einhorn wollte das Unglück, daß unterhalb Sugag in der Nähe des Wirthshauses die Pferde von der Straße ablenkten und plötzlich links in den die Straße anstößenden, beiläufig 10 Meter tiefen Abgrund hineinschwenkten. — Er jemals diesen Weg passirt, rechts steile Felsen, in der Mitte die kaum 3 Meter breite Straße und links der jähe tiefe Abgrund, der in den Bach sich erstreckt, — kann sich das Fährliche dieser Katastrophe nur denken, eine Feder kann es nicht beschreiben. — Der sonst sehr verlässliche Fiaker Einhorn konnte die Pferde nicht mehr aufhalten! Kalesche, Pferde und Menschen stürzten den steilen tiefen Abgrund hinunter bis in den Nühbachfluß. Oberlieutenant v. Böhmches wurde nun durch den herbeigeeilten Fortwart Hartapetin, der noch einige Leute zur Hilfeleistung aufgerufen hatte, mit gerbrochenen Rippen, seine Frau arg beschädigt, sein 8 Monate altes Kind aber todt und der Fiaker Einhorn ebenfalls todt aus dem Wasser herausgezogen. Die 3 Pferde waren auch todt, die Kalesche zertrümmert, Am 26. August Abends 11 Uhr langten die Beschädigten in einem jammervollen Zustande hier an. Dieser Unglücksfall erregte hier ungeheure Theilnahme. — Morgen wird die Leiche des verunglückten Fialers Einhorn, den 8 umersorgte und ohne Vermögen hinterlassene Kinder beweinen, nach Karlsburg überführt, um dort nach israelitischem Ritus beerdigt zu werden.

(„Das Geheimniß einer alten Mamsell.“) Ein graufiges Ereigniß hat sich vor einigen Tagen in der Nähe des Städtchens Dirschau zugetragen. Die Passanten der Dirschauer Weichselbrücke bemerkten jenseits des Ufers unterhalb der Brücke eine anständig gekleidete Frauensperson ängstlich umherpfägend und einen länglichen weißen Gegenstand unter ihrem Tuche bergend. Nichts Gutes ahnend, begaben sich Einige, um dem vermurhten Verbrechen womöglich noch vorzubeugen, nach der Stelle und kamen gerade zur rechten Zeit, als die Frau im Begriffe war, den Gegenstand, an welchen sie mittlerweile einen schweren Stein befestigt hatte, den Flüssen zu übergeben. Unter Verwünschungen gegen die Kindesmörderin, in welcher man die Wirthschafterin eines nahegelegenen Gutsbessers erkannte, wurde der Stein von dem in Leinwand eingewickelten Gegenstande losgelöst und die Frau verurtheilt, mit ihrer Würde unter Begleitung der bereits stark angesammelten erbohten Menge den Weg nach dem Polizeiamte der Stadt zu machen. Die Erbitterung der Menge wuchs noch mehr, als die Frau auf der Brücke Gelegenheit suchte, sich des Pades durch Hinabwerfen desselben in das Wasser zu entledigen, und man war nahe daran, Lynchjustiz zu üben an der entmenschten Mutter. Da kam ein Mitglied der Eskorte auf den Einfall, vorher doch einmal den Inhalt des geheimnißvollen Pakets zu untersuchen. Die Frau erhob jedoch entschiedenen dagegen Einsprache, was natürlich den erwählten Verdacht nur bestärkte. Der Vorschlag bezüglich einer näheren Untersuchung griff aber durch und nachdem man der Frau trotz heftigen Widerstrebens das Paket entriß, wurde ein als resolut bekannter Tischlermeister mit der feierlichen Enthüllung des geheimnißvollen Gegenstandes im Kreise der athemlos harrenden Menge betraut. Ein kräftiger Ruch, die Nähte platzen, und aus einer zirka 8 Meter langen Umhüllung rollte der Inhalt in Gestalt eines zarten Keimes — krepirten kackens. Hier endet der Berichterstatter seine schauerliche Meldung, ohne jede weitere Neugierde über das Schicksal des Verbliebenen und der trauernden Hinterbliebenen zu befriedigen.

(Erwachen vom Scheintod.) In der Nähe von Christiana hat sich der Fall eines Erwachens vom Scheintode zugetragen. Nach Mittheilung des „Morgenblattes“ erkrankte vor einigen Wochen der Hofbesitzer Lars Anshin im Jagd in Sogudal. Nachdem er zwei Tage das Bett gehüllt hatte, starb er eines ruhigen stillen Todes. An demselben Tage legte man die Leiche in den Sarg und stellte denselben, ohne den Deckel aufzuliegen, in eine Scheune, wo er bis zur Bestattung stehen bleiben sollte. Als es Abend wurde, bat die Frau des Verstorbenen ihr ältestes Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, einige Hodelspan aus der bezeichneten Scheune zu holen. Das Mädchen warf bei ihrem Eintreten in die Scheune einen ängstlichen Blick nach der Ecke hin, wo der Sarg stand. Sie raffte schnell den Arm voll Späne zusammen und wollte nun die Scheune verlassen, als sie ihren Namen mit leiser Stimme nennen hörte. In wider Haft floh sie hinüber zum Wohnungspanne. „Der Vater steht wieder auf!“ rief sie zur Stubenthür und sank auf den nächsten Stuhl nieder. Wenige Minuten später sah man die vermeintliche Leiche über den Hof daherschreiten. Der Mann erzählte später, wie er sich gewundert habe, in einem Sarge liegend zu erwachen. Ihm scheint es nur, als hätte er ein kleines Schläfchen gehalten. Er ist jetzt frisch und gesund und wirtschaftet ruhig weiter.

(Das Begräbniß eines Clowns.) Ein englisches Blatt enthält folgende, etwas unwahrscheinliche Schilderung des Begräbnisses eines Clowns: Auf dem Kirchhofe von Fitchley in London wurde jüngst ein wunderliches Begräbniß gefeiert. Es wurde nämlich ein Clown beerdigt. Die ganze Firtusgesellschaft assistirte in Kostüm. In der Prozession trug der Jüngling eine schwarze Fahne und führte einen Pöny, auf welchem der Aße Gingo saß; Aße und Pöny waren in Trauerkostümen. Auf dem Sarge lag die Schellenlappe des Clowns; gleich hinter dem Sarge folgten zwei Clowns, das Gesicht weiß und gelb bemalt im Narrenanzuge. Als das Grab geschlossen war, schlugen die beiden Ganswürste Parzelbäume darüber als letzten Abschiedsgruß an „Bruder Billy“.

(Der Bierzehnte bei Tisch.) Während seines neulichen Aufenthaltes in Ulm hat der deutsche Kronprinz, wie erzählt wird, im Fürstenthale des Badenpöses Ulm ein Frühstück bestellt. Anfanglich war nur für zwölf Personen gedacht, als der Abgeordnete Freier von Stauffenberg von seinem benachbarten Gute Nüßlingen zur Begrüßung des Kronprinzen unerwartet in den Salon trat (Herr v. Stauffenberg ist von dem Kronprinzen ganz besonders ausgezeichnet worden) und vom Kronprinzen gleichfalls zur Tafel geladen wurde. Hierdurch war nun die omtine Zahl Dreizehn erreicht. Man berathschlagte, wie diesem fatalen Umfande abzuhelfen wäre. In diesem Augenblicke kommt die Frau eines Unteroffiziers mit ihrem in württembergischer Uniform gekleideten sechs-jährigen Knaben in den Saal und bittet um die Erlaubniß, dem Kronprinzen durch die Hand des Knaben einen Blumenstrauß überreichen zu dürfen. Der Kronprinz, der Kunde von der bevorstehenden Verathschlagung erhalten hatte, nahm das Bouquet huldvollst an und setzte lachend den jungen Krieger als den Bierzehnten an den Tisch, an welchem der Kleine es sich denn auch trefflich schmecken ließ.

**Der Volkswirth.**

(Die nationale Gewerbe-Ausstellung in Bukarest.) Hiesige Blätter reproduziren eine Zuchrift des Komitees für die von der Gesellschaft „Concordia Romana“ veranstaltete nationale Gewerbeausstellung in Bukarest, der wir folgenden Passus entnehmen:

„Bei dieser Gelegenheit bringen wir als Antwort auf uns zugegangene, gene zahlreiche Gesuche Industrieller fremder Nationalität, welche ihren Wohnsitz in Rumänien haben, und sich an dieser Ausstellung betheiligen wollten, zur Kenntniß, daß die Gesellschaft „Romania Concordia“ zu ihrem größten Bedauern von den Grundgesetzen des Art. 4 ihrer Statuten nicht abweichen kann, und daß daher, nachdem es Zweck „dieser Ausstellung sein soll, den Stand der wirklich rumänischen In-

„dustrie festzustellen, Industrielle fremder Nationalität selbst, wenn sie ihren Wohnsitz im Lande haben, als Aussteller nicht zugelassen werden können.“

Wir haben diesen engberzigen statutarischen Bestimmungen nichts beizufügen, wollen aber doch aufmerksam machen, daß die Besucher der erwähnten Ausstellung einen sehr eigenthümlichen Eindruck über die Industrieverhältnisse Rumäniens erhalten werden, wenn die große Masse Industriestabliments, welche Fremden angehören oder von solchen geleitet werden, bei einer Landesausstellung gar keine Vertretung finden.

(Oesterreichisch-Ungarische Donau-Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft.) Der am 30. August erschienene Wochenauweis weist eine Einnahme von fl. 229.529, daher ein Minus von fl. 128.019 gegen die Parallellwoche des Vorjahres aus, wodurch die Gesamteinnahme des Jahres 1880 bis Ende August gegen die Einnahme des Jahres 1879 mit einem Minus von 2,872.260 fl. schließt. Diese Ziffern geben den deutlichen Beweis, welche Konkurrenz der Donau-Dampfschiffahrt in der Eisenbahnverbindung über Berciorova und Predal erwachsen ist, und daß es hoch an der Zeit ist, dieser Konkurrenz durch Herabsetzung der Tarif in wirksamer Weise entgegenzutreten.

(Tarifänderungen.) Die kaiserliche Direktion der rumänischen Eisenbahnen macht bekannt, daß vom 15. September angefangen ein Supplement II zum allgemeinen Tarife in Kraft tritt. Derselbe enthält Bestimmungen über Einführung des Artikels „Mehl“ im Spezialtarif für Getreide, und einen Spezialtarif für inländische Kohle. Mit selbem Tage treten auch die Bestimmungen des Supplements I betreffend den Transport von Mehl- und Mählprodukten im direkten Güterverkehr mit der Bergerg-Gernotiv-Jassy-Bahn in Wirksamkeit.

(Reglement für den Verkauf und die Ausbeutung von Staatsforsten.) Der „Monitor“ Nr. 187 vom 2. September veröffentlicht ein Reglement über den Verkauf der Staatsforsten und Bestimmungen über deren Ausbeutung, welchem wir folgendes entnehmen: Der Verkauf kann nur im öffentlichen Biktationswege geschehen; als Biktationsorte sind die Städte Craiova, Bularest, Focsani und Jassy bestimmt. Der Zuschlag wird erst nach Genehmigung der Generaladministration der Domänen und Approbation des Ministeriums gültig. Die Bedingungen über Ausbeute der Staatsforsten enthalten Bestimmungen über die Art und Zeit des Holzschlages bezüglich der Ueberwachungsrechte des staatlichen Forstingenieurs, und endlich Strafbestimmungen für die Verletzung der forstpolizeilichen Vorschriften, beziehungsweise für das Fällen der nicht zum Schlage bestimmten Stämme. Letztere erscheinen mit vollem Rechte sehr hoch gestellt, um dem bis jetzt hier beliebten planlosen und der Waldkultur schädlichen Ausroden von Waldungen entgegen zu wirken, und wäre es wünschenswerth und vortheilhaft für den Waldstand des Landes, daß diese vorläufig nur für Staatsforsten gültigen Vorschriften, wenn auch in veränderter Gestalt, Gesetzeskraft für den Betrieb der Waldwirtschaft im Allgemeinen erlangen würden, da nur auf diese Art der auf Kosten des Nationalwohlstandes, besonders in der Moldau betriebenen Forstdegradation Einhalt gethan werden kann.

**Original-Telegramme**

des

**„Bukarester Tagblatt“.**

M a i l a n d, 1. Septbr. Dr. Bladescu, Professor an der medizinischen Fakultät in Bukarest, wurde zum Vize-Präsidenten des ophthalmologischen Kongresses erwählt.

L o n d o n, 1. Septbr. Der Marquis von Hartington erklärte im Unterhause, eine öffentliche Diskussion über die orientalische Frage sei unzeitgemäß und verweigerte demgemäß seinen vorhergehenden Erklärungen weitere hinzuzufügen. Herr Lawson hat in Folge dessen seine Interpellation auf morgen verschoben.

P a r i s, 1. Septbr. Die Dekrete vom 29. März, die Unterrichtsanstalten der Jesuiten betreffen, sind heute in ganz Frankreich vollzogen worden. Es hat sich kein bemerkenswerther Zwischenfall zugetragen, die Jesuiten sind abgereist.

B o m b a y, 1. Septbr. General Roberts ist in Kandahar angelangt. Chub Khan sucht über den Frieden zu unterhandeln.

B e l g r a d, 1. Septbr. Die offizielle Zeitung setzt den Termin für die Eingaben der Konzeptions-Bewerbung für den Bau der Eisenbahn von Belgrad nach Brana auf den 1. 13. Oktober fest.

K r a k a u, 1. Septbr. Der Kaiser von Oesterreich war auf seiner Reise von Linnitz nach Krakau überall der Gegenstand der lebhaftesten Ovationen; sein Einzug glich beinahe einem Triumphzug. Die Ordnung wurde durch die Bürgerhaft selbst aufrecht erhalten und ist kein Zwischenfall zu melden. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft empfing der Kaiser den General-Gouverneur von Warschau in Audienz; derselbe war gekommen, Se. Majestät im Namen des Kaisers von Rußland zu begrüßen.

L o n d o n, 2. Septbr. Man telegraphirt dem „Daily Telegraph“ von Wien aus, Frankreich würde an der Flotten-Demonstration theilnehmen, indeffen unter gewissen Beschränkungen; die französischen Schiffe werden nicht unter den Oberbefehl des englischen, das vereinigte Geschwader beschließenden, Admiral gestellt werden. Nach Nachrichten der „Times“ wird Baron Haymerle am 4. September dem Fürsten Bismarck in Friedrichs-Ruhe einen Besuch machen.

**Vorläufige Anzeige.**

**Neuer Kalender für 1881.**

Am 15. September erscheint und wird in allen Buchhandlungen Rumäniens vorrätzig sein: Bukarester deutscher Hauskalender für das Jahr 1881. Preis Lei 1-50. Bukarest. Alexander Degenmann, Herausgeber der „Bibliografa romana“.

